

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Band: 37 (1933-1934)
Heft: 24

Artikel: Menuett
Autor: Georgi, Stephan
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-673144>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 06.10.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

hatten. Jetzt traf ihr Strahl auf uns. Und die Sonne stand wieder am Himmel. Da brach ein ungezügelter Dank in unseren Herzen auf.

Und nun war der Tag auch für uns angebrochen.

Die Zuberficht erwachte und der Wille zum Berg.

Nach drei Stunden standen wir auf der Spitze der Cresta Bianca in der warmen Sonne eines Hochsommertages.

In später Nacht.

Klopft jemand noch an mein vergessenes Haus?
Die Nacht ist rauh — o komm zu mir herein!
Der Nußbaum weint, der Stürme wilder Graus
Jagt sich im Feld, der Regen klagt hinaus —
O komm zu mir, denn ich bin ganz allein.

Bist du verbannt und vieler Qualen voll?
Bist du ein Mensch, dem Gottes Trost verblich?
Wenn du im Regenguß, im Sturmgeroll
Vergessen willst der eignen Seele Groll —
O komm zu mir, ich habe Trost für dich!

Ich hör ein Rascheln — steht am Brunnen dort
Ein Kind, das sich versteckt? O komm zu mir!
Wenn du entflohest vor hartem Menschenwort
Und wenn du Wärme suchst an besserem Ort —
Ich habe, was du suchst, o komm zu mir . .

Es kommt kein Gast, es naht kein scheues Kind,
Es bringt kein Mann sein Weh zu mir herein.
Auf öden Hügeln irrt der dunkle Wind,
Der Nußbaum weint, der kalte Regen rinnt,
Die Nacht ist rauh — und ich bin ganz allein.

Fritz Lienhard.

Menuett.

Skizze von Stephan Georgi.

Es war um die Zeit, da das große Lachen von Versailles, das damals in ganz Europa widerhallte, dem Ende nahe war.

Während aber in den engen und dumpfen Gassen von Paris die revolutionäre Volkseele zu gären anhub, lag Wien noch immer in still beschaulicher, lachender Eintracht da und freute sich des sorglos hellen Sonnenscheins. Aus kleinen Häuschen schauten, von wildem Wein umrankt, die Fenster sinnend auf die Straßen hinaus, die mit großen, unregelmäßigen Kopfsteinen gepflastert waren: über das Grün der Gräser, die dazwischen emporküchelten, holperten die Postkutschchen, von denen herab der Schwager munter sein Horn ertönen ließ. Friedlich und leicht standen die Häuschen neben den Palästen, um die, begrenzt von kunstvoll geformten Eisengittern, bunte Rasenflächen herumliefen.

Solch ein schmuckes Haus gehörte auch dem Baron Gottfried van Swieten, der ein Sohn des Leibarztes der Kaiserin sowie Präsekt der Hofbibliothek war und in dem berechtigten Ruf stand, einer der besten Musikkenner und Musikliebhaber Wiens zu sein. Karossen und Postkutschchen standen vor dem Portal; Lakaien in Livree empfingen die Gäste, die gekommen waren, um den mit vielen Lorbeeren aus Prag zurückgekehrten Meister Wolfgang Amadé wiederzusehen.

Doben, im Musiksaale, versammelten sich die Angekommenen. Ein mächtiger Kronleuchter hing von der Decke herab, an der in einem bunten Kranz kleine, wohlgenährte Engel mit Rosen und anderen Blumen spielten. Zierliche Möbel standen umher, deren mattblaue Polster mit dem Weiß der feingebogenen Lehnen und Beine harmonierten. Ein Pianoforte ließ erwartungsvoll die Tasten leuchten, und in den großen, goldverzierten Spiegeln erglänzten die seidnen Kostbarkeiten der Gäste, die hochstrebenden Frisuren der Damen und die Puderperücken der Herren, verschönt durch das Gleißeln der Lichter.

In zwanglosen Gruppen wurde geplaudert. Auf lächelnden, umfächerten Gesichtern versuchten sich hier und da kleine Schönheitspflasterchen halb unter der Puderschicht zu verbergen. Aber man sah auch nachdenkliche Mienen. Recht ernst war das Antlitz des Hausherrn, der mit dem bekannten Opernlibrettisten Lorenzo da Ponte sprach.

„Wirklich?“ fragte da Ponte und zog die Brauen hoch.

Van Swieten nickte. „Ich habe sichere Nachricht aus Paris. Versailles liegt im argen. Die Königskrone Frankreichs ist entsetzlich im Kurse gesunken.“ Er wollte dem Librettisten die bedenkliche Situation Frankreichs gerade noch aus-

föhrlicher demonstrieren, als einige Damen hinzutreten und das Gespräch unterbrechen. Sie wandten sich an den Gastgeber und wünschten etwas Interessantes aus dem Leben des Erwarteten zu wissen.

Van Swieten setzte ein kleines Lächeln auf, sann eine Weile vor sich hin und sagte dann: „Ich will Ihnen die Begebenheit erzählen, bei der Vater Leopold Mozart zum erstenmal die ganze Genialität seines kleinen Wolfgang Amadeus erfuhr. — Ein Freund des Mozartschen Hauses, namens Wenkl, hatte einige Streichtrios komponiert und war mit dem Hofmusiker Schachtner gekommen, diese bei Mozart durchzuspielen. Der kleine Wolfgang stand dabei und hörte und lauschte. Dann schlich er sich leise hinaus, brachte seine Geige, die er kurz vorher geschenkt erhalten hatte, und bat den Vater, die zweite Violine mitspielen zu dürfen. Natürlich wurde ihm diese närrische Bitte abgeschlagen, denn er hatte bislang noch gar keinen fachmännischen Unterricht erhalten, sondern nur selbst, ein wenig auf dem Instrument herumgespielt. Da stand nun der kleine abgewiesene Künstler, und während die andern weiter spielten, rannen ihm unaufhörlich die Tränen über die Wangen. Endlich sagte der Vater nun doch: „Geh, geig' mit dem Herrn Schachtner mit; aber so leise, daß man dich nicht hört.“ Wolfgang Amadeus Mozart geigte mit. Nach einer Weile legte Schachtner still seine Geige beiseite. Sie war überflüssig geworden. Auch Leopold Mozart hörte auf zu spielen; mit tränenfeuchten Augen sah er auf seinen Jungen. „Malefizbub! Malefizbub, du goldiger!“ So spielte der Fünfjährige alle sechs Trios hindurch mit.“

Von unten her klang das Rollen der Räder. „Er kommt! Er kommt!“

Mozart kam. Einer gelbroten Kutsche entstieg er, in blauen Kleidern, Seidenstrümpfen und kleinen Schnallenschuhen, die Hand leicht auf den Galanteriedegen gelegt. War sein Gesicht ehemals nicht lustiger und ausgelassener gewesen? Ruhm und Erfolg hatte er in Prag geerntet. Aber hier, in Wien? Wie hatte man seinen ‚Don Giovanni‘ hier aufgenommen? Wie sehr hatte er hier mit Neid und Intrigen zu kämpfen, die nicht zuletzt auch von seinem Todfeinde, dem Komponisten Salieri, ausgingen. Selbst seine Ernennung zum Kammerkompositeur Joseph II. bedeutete ihm keine rechte Freude, denn er hatte für die 800 Gulden, die er damit bekam, fast nichts weiter zu tun, als Tanzmusik

zu schreiben. — „Zu viel für das, was ich leiste; zu wenig für das, was ich leisten könnte.“

Aber als er, der so sehr Pracht und Glanz liebte, den hellen, spiegelnden Saal betrat, da stieg trotz aller Sorgen doch wieder seine knabenhafte, leichtsinnige Freude in ihm auf.

Van Swieten eilte ihm entgegen. „Willkommen in Wien, lieber Maestro!“ Man begrüßte, umarmte und beglückwünschte sich. Ausgelassene Fröhlichkeit herrschte auf einmal im Saal, und neckend bemerkte da Ponte, daß heute weder die schöne Römerin Signora Malerbi noch die galante Berliner Sängerin Madame Baranius unter den Gästen weile. Allein Mozart wehrte mit lächelndem Ernst ab: „Welch ein schlechter Scherz, da Ponte; was kümmern mich die andern Frauen, wenn ich doch meine Constanze habe, mein kleines, goldiges Stanzel.“

So zwanglos unterhaltfam verlief der Abend, daß Mozart während des Mahles komisch klagend ausrief: „Aber die Etikette!“ Als man ihm beschwichtigend antwortete, fuhr er fort: „Sie haben recht, die Etikette ist überall verschieden; ich weiß es selbst am besten, da ich sie einmal in gröblicher Weise verletzt habe. Es ist lange her, als wir — ich war damals kaum mehr als sechs Jahre alt — den Münchener Hof besuchten. Mit der Etikette noch nicht recht vertraut, sprang ich dort der Kaiserin ohne weiteres auf den Schoß und küßte sie. Kein Mensch, und vor allem sie selbst nicht, nahm daran Anstoß. Ja, zu Marie Antoinette, die mich einmal, als ich gefallen war, aufhob, sagte ich sogar: Sie sind brav, ich will Sie einmal heiraten. Anders verhielt es sich jedoch mit der Etikette am Pariser Hof. Als ich dort in kindlicher Unbefangenheit die geschmückte und reich gepuderte Madame Pompadour umhalsen wollte, geschah ein so kühles Abweisen meiner wohlgemeinten Zärtlichkeit, daß ich entrüstet gerufen haben soll: Wer ist denn die da, daß sie mich nicht küssen will, hat mich doch die Kaiserin geküßt.“ — Ausgelassenes Lachen belohnte den Meister für seine Erzählung.

Nach dem Mahl drängten ihn die Gäste zum Spiel. Er gab nach; schlug ein paar Akkorde an, präludierte eine Weile und ging dann zu seiner Lieblingsarie aus dem ‚Figaro‘ über: Dort vergiß...

Da war es, als ginge durch das andächtige Schweigen ein heimliches Raunen, ein einziger weihvoller Atem. Mozarts Musik! Mozarts Töne!

Und als der rauschende Beifall einsetzte, als der Spielende die lebenshungrigen Augen der jungen Damen sah, lachte er leise vor sich hin und begann kapriziös die Arie ‚Will der Herr Graf ein Länzlein wagen?‘

Damit hatte er das Richtige für die Jungen getroffen. „Ja, tanzen! Bitte, bitte, lieber Meister, ein Menuett!“

Da half nichts; Mozart mußte sitzen bleiben, und die übrigen Musiker nahmen ihre Instrumente zur Hand.

Ein Menuett hüpfte durch den Saal, so leicht und launig wie erstes Frühlingslocken. Das jubelte sich in die Herzen, frohlockte aus glanzsprühenden Augen, prickelte in kleinen Füßen und trippelte so zierlich über das spiegelnde Parkett. Und aus den schmeichelnden Tasten quoll die lebend gewordene Grazie einer lachenden, frivolen Zeit.

Es war ein feingestimmtes Quartett, das dort am Ende des Saales musizierte; eine fühlende Hand war es, die unter den Bogenstrichen die Violine locken und singen ließ; ein so lächelndes Drohen lag in den Tönen der Bratsche; es war Leben in dem Atem, der die Flöte jauchzen und jubeln ließ — und dort, an dem blanken Piano-forte, da war es, als könnten die zarten, weißen Hände, die dort über die Tasten hüpfen, die ganze Fülle irdischer Sorglosigkeit erfassen und in Musik verwandeln, da war jeder Ton, jeder Takt von einem sinnig-minnigen Lächeln begleitet, da spielte einer auf seiner Seele, neigte den Kopf wie aufhorchend zur Seite, spiegelte sich in den Tönen und lebte mit ihnen.

Wolfgang Amadeus Mozart spielte das graziös-übermütige Menuett aus seinem ‚Don Giovanni‘.

Ringsum saßen und standen die Hörer, ließen das feine, zart-anmutige Musikgewebe zu ihren Ohren klingen und wurden nicht müde, zu hören und zu lauschen.

Die Jungen unter ihnen aber ordneten sich zu einem jener zierlichen Reigen, in denen eine so feingestimmte, lächelnde Harmonie lag, daß es schien, als ginge ein heimliches Flüstern von den bezopften Perücken zu den hauchigen Keifröcken hinüber. Und sprachen dabei mit den Fingerspitzen über Dinge, für die es keine Worte gibt.

Das Bild der tändelnden Rokokozeit lag in diesem Tanze, in Mozarts Musik, wie ein duftiges Blumengewinde aus Chloris göttlichen Händen.

Als der letzte Akkord verhallt war und die Paare mit graziöser Reverenz den Reigen be- schlossen, brauste ein Jubel durch das Haus, der schier nicht enden wollte.

„Bravo! Es lebe der große Mozart!“ riefen die Begeisterten.

Und der kleine ‚Wolferl‘ mit dem großen, göttlichen Geist erhob sich, schüttelte so fröhlich sein Haupt, daß der Zopf pendelnd nach beiden Seiten schlug und sah übermütig in den Jubel hinein.

Ban Swieten reichte ihm herzlich die Hand. „Maestro, es werden hundert und mehr Jahre vergehen, ehe der Welt vielleicht einmal ein zweiter Mozart beschert wird. Ein solches Können, wie das Ihrige, adelt.“

Mozart wehrte ab: „Das Können allein macht es nicht; das Herz adelt den Menschen.“

Gott.

Zum Betttag 1934.

Wenn Stürme brausen, Blitze schmettern,
Der Donner durch die Himmel kracht,
Da les' ich in des Weltbuchs Blättern
Das dunkle Wort von Gottes Macht;
Da wird von innern Ungewittern
Das Herz auch in der Brust bewegt:
Ich kann nicht beten, kann nur zittern
Vor Ihm, der Blitz und Sturm erregt.

Doch wenn ein sanfter, stiller Abend,
Als wie ein Hauch aus Gottes Mund,
Beschwichtigend und mild erlabend
Hernieder sinkt aufs Erdenrund,
Da wird erhellt jedwedes Dürster,
Das sich gedrängt ums Herz herum:
Da werde ich ein Hohepriester,
Darf treten in das Heiligtum.

Da sehe ich der Allmacht Blüte,
Die Welten labt mit ihrem Duft:
Die ewig wandellose Güte,
Die Lampe in der Totengruft;
Da höre ich der Seraphine
Erhabensten Gesang von fern;
Da sauge ich, wie eine Biene
Am Blumenkelch, an Gott, dem Herrn! Fr. Sebber.